

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

25 (18.6.1939)

Der Führer

AM SONNENTAG

Sonntag, 18. Juni 1939

Folge 25 / Jahrgang 1939

in das Wenn wir **Freie** Schreiten

Von HANS BRANDENBURG

Am kommenden Mittwoch, den 21. Juni, um 21 Uhr. findet auf der Feierstätte bei Heidelberg eine große Sonnenwendfeier statt. Sie wird veranstaltet von der Kreisleitung Heidelberg und gestaltet von der Hitlerjugend, Standort Heidelberg unter Mitwirkung des Gaumusikzuges Baden des Reichsarbeitsdienstes. Wie alle Jahre werden Tausende an dieser Feierstunde zur Sonnenwende auf Deutschlands schönster Feierstätte teilnehmen. Wir nehmen dies Ereignis zum Anlaß, den nachstehenden Beitrag zu veröffentlichen.

Vor dem Kriege lernte ich im bayerischen Alpenvorlande einen jungen Bauer kennen. Er stand vor der Tür seines Hofes, der, auf weitschauender Anhöhe, Berge und Täler beherrschte. „Schön ist es heroben!“ so sprach ich ihn an, um nur ja nicht in fröhlichem Ueberchwang zu viel zu sagen. Allein schon diese trodene Feststellung brachte ihn zum Lachen: er wisse wirklich nicht, was da viel Schönes sei — ja, Arbeit genug; Saft genug, Tagewerk genug und zwanzig Stück Vieh. Der Zufall wollte es, daß ich ihn im Felde wieder traf. Er war der Tapferste einer, und den Tod fürchtete er nicht, aber das fremde ebene Land — ja, er schien wie eine Pflanze, die aus ihrem Erdrreich gerissen wurde, zu stehen. Er sorgte sich nicht etwa um seinen Hof, der sei gut verwaltet von tüchtigen Geschwütern, aber er war krank vor Heimweh nach seinen Bergen, die jeden Tag seines früheren Lebens so fern und nah vor ihm gestanden hatten und von denen er doch nicht einmal die Namen kannte. Der Bauer braucht also nicht mit Bewußtsein ein Freund der Natur zu sein, um das rechte Verhältnis zu ihr zu haben, denn er ist weit mehr oder doch etwas anderes: er ist ein Teil von ihr, er ist selbst noch Natur. Fast alle übrigen Menschen müssen erst zu ihr zurückfinden, und diejenigen sind glücklich zu nennen, denen das auf dem kürzesten und sichersten Wege gelingt. Eine Schar Mädchen, eine Schweizer Schulkaffe — so lesen wir — wanderte durch das Berner Oberland und hing begeistert mit lachenden Augen an ihrem jungen Lehrer, der ausgelassen mit ihnen scherzte. Ein Tourist kam an ihnen vorüber, den aufgeschlagenen Baedeker in der Hand, und machte eine ungehaltene Miene, weil Lehrer und Schülerinnen die weltberühmten Naturschönheiten ringsum nicht zu beachten schienen. Ein Schweizer Dichter jedoch, welcher ebenfalls des Weges zog und uns von solcher Begegnung berichtet, bedauerte diesen Reisenden, der, erhaben über jene fröhliche Jugend, die Natur glaubte einheimisch zu können, und beneidete die glückliche Schar, in deren Erinnerung sich das schwärmerische Erlebnis für immer mit dem unbewußt eingeflogenen Bilde der herrlichen Landschaft verbinden würde. Ein anderer Schweizer Dichter, Gottfried Keller, läßt seinen Grünen Heinrich von den Waffenübungen seiner Jugend in der Umgebung von Jüri erzählen und dazu bemerken: „Obgleich wir noch nichts von landschaftlicher Schönheit zu sagen wußten und einige vielleicht in ihrem Leben nie dazu kamen, fühlten wir alle doch ganz die Natur, und das umso mehr, als wir mit unserem Freudenzuge eine würdige Staffage der Landschaft bildeten, selbst handelnd darin aufzutreten und daher der empfindsamen Sehnsucht untätiger Naturbewunderer entzogen waren. Denn ich habe erst später erfahren und eingesehen, daß das müßige

und einsame Genießen der gewaltigen Natur das Gemüt verweicht und verzehrt, ohne dasselbe zu sättigen, während ihre Kraft und Schönheit es stärkt und nährt, wenn wir selbst auch in unserem äußeren Erscheinen etwas sind und bedeuten ihr gegenüber.“

Allein dies, was Keller meint, sind und bedeuten wir nicht, indem wir durch die Natur dahinfluten oder wenn wir in ihr grübeln und schwümen und trinken oder wenn wir über unserm Handeln in der Natur vergehen, die Augen für sie offen zu halten. Andererseits läßt sich die Natur nicht ertragen, und wer in seiner nächsten Nähe keine Wunder entdeckt, der entdeckt auch in der fernsten Fremde keine. Wir kennen die bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaften, die in der Natur sogenannte

Sehenswürdigkeiten suchen und sie nach einem vorbestimmten Plane „abkloppen“, denen immer etwas „geboten“ werden muß, so daß sich ihnen nichts mehr von selber anbietet und entgegenkommt. Welcher Teilnehmer wenigstens noch der Ehrlichkeit fähig ist, muß am Ende gestehen, daß er zwar alles gesehen, aber im Grunde nichts gesehen hat. Denn wir können eine uns noch unbekannte Landschaft nicht in wenigen Stunden zusammenkratzen wie eine Handvoll Geld, und jene hätten besser daran getan, ihre kurzen Urlaubstage etwa an ein und demselben See wandernd, rudend, schwimmend und in der Sonne brütend zu verbringen. Ich lebte schon über fünfundzwanzig Jahre in München und seiner Umgebung, als mich der Auftrag einer Zeitung, Schilderungen der bayerischen Landschaft zu schreiben, in große Verlegenheit setzte, denn ich

Kreislauf

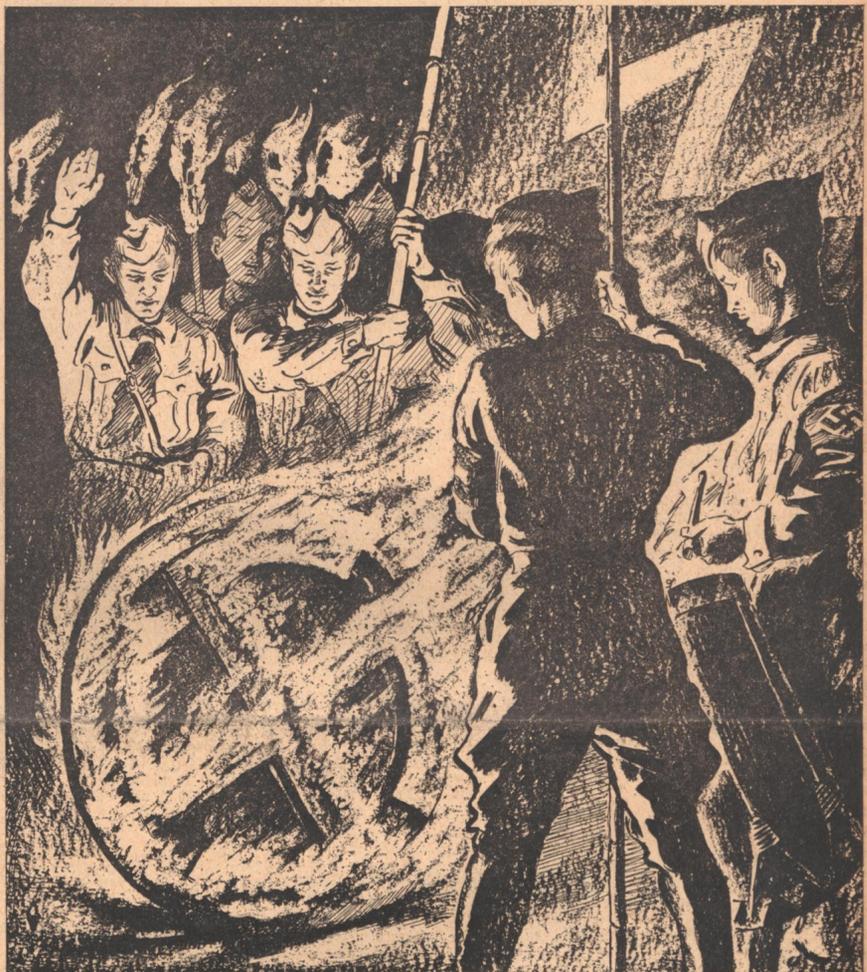
Erde aus Erde gezeugt
tief über Erde sich beugt:
o sieh die Blume,
sieh deines Kindes Gesicht.
Merke das ewige Licht
In der dunklen Krume.

Blut steigt und fällt, fällt und steigt,
zierlich in Ädern verzweigt,
in dir, im Stamme.
Blüte wirkt es und Frucht
und in dem Herzen die Zucht,
in dem Hirne die Flamme.

Erde von Erde genährt
wieder zur Erde einft fährt,
ins Wesenlose,
schläft und verzaubert im Traum
sich, Blut, Flamme und Baum,
in den Duff einer Rose.

Will Vesper.

traute mir damals nicht zu, dies zu können. Aber gerade weil ich die Natur nicht mit der Feder in der Hand erlebte, sondern den Schaß meiner Eindricke Jahrzehnte feilsch gehütet hatte, entstanden mir nun Bilder, die Tausenden die Augen für die Heimat öffneten und für die mir ein berühmter Musiker mit den Worten dankte, diese Bilder gäben dem Gefühl einen Körper. Mit dem beliebten Ausruf der Dichter und Nichtdichter: „O Welt, wie bist du so schön!“ ist es freilich nicht getan. Ich mußte, tätig aufnehmend, Hunderte von Pflanzen und Tieren recht erst näher kennen lernen, aber meine zehnjährige Tochter half mir dabei, und so wurde dies Vorne eine Lust. Doch gern verrate ich, daß ich als weitbekanntester Darsteller der bayerischen Landschaft zwar auf vielen Berggipfeln, aber bis heute noch nie auf der Zugspitze gewesen bin. Vielleicht habe ich es noch vor mir, und man muß immer noch etwas vor sich haben, vielleicht soll es mir nicht beschieden sein, dann schadet es auch nichts. Gerade in der Natur kommt es tausendmal mehr darauf an, auf eigenen Wegen zu gehen und zu suchen, als die Allermittelsstraßen zu ziehen.



Am Sonnenwendfeuer
(Zeichnung von Elk Eber, Bavaria, Gauting vor München)

Das, was wir Naturgefühl nennen, ist eine späte Erscheinung. Die römischen Kaiser ließen sich in ihren Säulenhallen mit verbundenen Augen über die Alpenpässe tragen, um das „schreckliche Engadin“ nicht sehen zu müssen, und noch Goethe spricht von den „formlosen Gebirgen“. Die Landschaftsmalerei entstand in Europa erst lange nach Beginn der Neuzeit, und die charakteristische Naturschilderung der Dichter ist noch weit jünger: erst der junge Goethe hat in seinen „Briefen aus der Schweiz“ das genaue Bildnis einer Landschaft gegeben, und die Dichter ließen jeden Bach nur einfach rauschen, bis etwa Villenron einen jeden besonders sah, entweder z. B.: „Ein Bächlein kullert kindlich über Kiesel“ oder: „Ein Wasser schwacht sich selig durchs Gelände“. Dabei ist das Naturgefühl einem steten Wechsel und Wandel unterworfen. Vor hundert Jahren meißelte man in eine Steinwand des Münchener Englischen Gartens das Wort: „Hier, wo ihr nun waltet, da war sonst Wald nur und Sumpf.“ Freilich wissen auch wir noch eine schöne Parklandschaft zu schätzen, allein wir sind dennoch geneigt, solche Stätten aufzusuchen und vorzuziehen, wo wir jenes Sprüchlein umkehren können, glücklich, endlich einmal nicht mehr „wollen“ zu brauchen, weil es hier gottlos noch Wald gibt und Sumpf. Naturschutz ist notwendig geworden, aber notwendig ist es auch geworden, die Einheit von Natur- und Menschenwerk neu zu erobern, also nicht jedes technische Werk innerhalb der Landschaft wehleidig zu besammern, sondern das Menschengebilde wieder in die Natur mit einzubeziehen, daß es sie nicht nur zerstört, sondern sich ihr mit- und umgestaltend ein- und unterordnet.

Man soll die Natur nicht begaffen, aber man soll sie betrachten. Die rechte Naturbetrachtung ist Andacht und, wie jede Andacht, auch eine Tätigkeit, nämlich Ernährung und Aufbau der Seele. Gewiß muß man es begründen, daß viele Städter wieder Gärtner und Siedler werden, aber nicht allen kann das beschieden sein, und auch diejenigen, denen es gelingt, gewinnen dadurch keines-

wegs im Schoße der Natur die erste Unschuld des Bauern wieder und sollen es auch nicht, sondern müssen eine zweite Unschuld gewinnen. Ein so energisches, technisches, soldatisches und politisches Volk wie die Japaner hält doch an seiner alten Naturfrömmigkeit fest und stellt an eigenen Feiertagen blühende Kirchgänge auf, um in ihrem Ansehen hundertlang zu verfallen. Und auch uns Deutschen ist Naturliebe ein religiöses Bedürfnis. Unsere nordischen Vorfahren sahen das Walten der Elemente als Gottheiten und versammelten sich zu Beratung, Gericht und frohem Fest unter Bäumen, denn den Baum hielten sie heilig. Die frommen Denker unseres Mittelalters suchten Gott in den Dingen und meinten mit den Dingen nicht tote Sachen, sondern das Ursprüngliche und Urbildliche, das Leben, das Wesen. Wir sprechen von der Natur als der Schöpfung, weil wir in ihr den Schöpfer fühlen, anschauen, bewundern, verehren, ja, wir nennen sie geradezu die Gotteswelt.

Alles, was unsere Volkslieder, was unsere Dichter und Maler von der Natur verkündigen, ist uns geblieben, wenn es der Kraft unseres Herzens gelingt, die verloren gegangene Einheit mit der großen Mutter auf dem beglückenden Umweg des bewußten Gefühls, der frommen Hingabe und Anschauung wiederzufinden. Eine tätige Frau und Mutter schreibt mir zu meinem Thema: „Die Naturbetrachtung darf keine Betrachtung bleiben, sondern muß ein in ihr Eingeschlossensein werden, ein Mitatmen, Mitwachsen, Mitreisen, ein Mitüberquellen und -überlaufen mit ihr, ein Zerkaustwerden, ein Glühen und Wieder in sich Verschließen, wie es das Jahr durch alle Tierkreiszeichen durchmacht und wie man es selbst im Leben so oft durchmachen muß, bis man Eins mit der Schöpfung ist.“ Und Goethe, als er in einer Reformationskantate den deutschen Glauben auszudrücken versuchte, schrieb in seinem Entwurf die Verse:

„Wenn wir in das Freie schreiten
auf den Höhen, da ist Gott!“

Hinter den Prozessen

Badische Maßnahmen zur Prozessbeschleunigung aus dem Jahre 1752 / Von Gerichtsassessor Dr. v. Vogel, Karlsruhe

Eine gute Rechtsfindung muß nicht nur gerecht und klar, sondern sie soll vor allem auch schnell sein, ohne dadurch an Gründlichkeit zu verlieren. Der Kampf gegen ein langwieriges, schleppendes Verfahren der Rechtspflege ist zu allen Zeiten und an allen Orten mehr oder minder geführt worden. Es mag sein, daß die Neigung zur „langen Bank“ in der Natur eines jeden Prozessverfahrens liegt. Deswegen hat ihr auch zu allen Zeiten der Gesetzgeber durch beschleunigende Prozessvorschriften zu begegnen verstanden.

Ein interessantes Dokument auf diesem Gebiet ist eine Verordnung des Markgrafen Carl Friedrich von Baden vom 20. September 1752, „Die Abfertigung des rechtlichen Verfahrens bei unserm fürstlichen Hofgericht betreffend“. Diese Verordnung ist deswegen interessant, weil sie erkennen läßt, daß es gerade im Verfahrensrecht — vielleicht mehr als auf irgendeinem anderen Rechtsgebiet — gewisse Fortschritte gibt, die eine zeitlose Geltung beanspruchen können. Die Mittel und Wege, durch die der Markgraf in seiner Verordnung eine Beschleunigung der Prozessfindung zu erreichen suchte, sind zum großen Teile die gleichen, mit den in unseren neuesten Prozessvorschriften die Prozessbeschleunigung angestrebt wird.

In der Präambel zu der Verordnung vom 20. September 1752 erläutert der Gesetzgeber zunächst in einleitenden Worten die beiden möglichen Quellen einer Prozessverschleppung. Die eine Quelle ist die Unvollkommenheit der beteiligten Parteien, die andere Unfähigkeit der Richter. Die zweite Ursache für ein säumiges Verfahren führt er im Gesetze selbst, nämlich darin, daß die alten Vorschriften, „mit alzuvielen Feinheiten, Zerstückelungen und unangemessenen Anordnungen“ angefüllt sind. Die gleiche Erkenntnis finden wir in den heutigen Bestimmungen der Prozessbeschleunigung.

In ihrem ersten Artikel sucht die Verordnung des Markgrafen dem Unwesen zu steuern, daß eine eingereichte Klage erst lange hin- und herverhandelt werde, um sie schließlich dann — ohne sachliche Entscheidung — wegen Unzuständigkeit des Gerichts abzuweisen. Es wird deshalb verlangt, daß bei jeder Klage sofort nach Eingang die Zuständigkeit festgestellt werde, damit der Kläger — wenn das Gericht unzuständig ist — keine kostbare Zeit verliere. Er verordnet, daß jede bei unsers Hofgericht fürstliche Hofgerichte eingehende Klage bei verläumtem Rathe verlesen und hiernächst erwogen werden solle, ob die Gerichtsbarkeit gegen den Beklagten in erster Instanz gegründet sei? da nun, was sich solches nicht finden sollte, der Kläger an seinen gehörigen Rechtsort, ohne einigen Umschweife, durch das zu ertheilende Decret verwiesen werden solle.

In einer weiteren Bestimmung ist verordnet, daß die Klageschrift gewisse Voraussetzungen erfüllen müsse, damit sich aus ihr ohne Rückfragen das Wesentliche des Verfahrens ergäbe. Diese Vorschrift entspricht sehr weitgehend der Bestimmung des § 253 unserer heutigen Zivilprozessordnung. Es magen daher beide Bestimmungen in ihren entsprechenden Teilen wörtlich wiedergegeben werden. Artikel VI der Verordnung lautet: „... so fernern erwogen werden, ob a) die Klageschrift diejenige deutlich bemerke, welche Klagen wollen, und welche belangt werden, ob b) sie dasjenige genauum bezeichne, was gefordert wird, und ob c) dem Kläger nach dem vortragenden Verlaufe, eine gewisse Art einer rechtlichen Klage zu statuen komme.“ Dem entspricht § 253 Zivilprozessordnung in folgenden Teilen: „Die Erhebung der Klage erfolgt durch Zustellung eines Schriftsatzes. Derselbe muß enthalten 1) die Bezeichnung der Parteien und des Gerichts, 2) die bestimmte Angabe des Gegenstandes und des Grundes des erhobenen Anspruchs, sowie einen bestimmten Antrag; ...“

Eine erhebliche Wirkung mit dem Ziele der Prozessbeschleunigung will aber der Markgraf vor allem auch auf die Advokaten ausüben. Er bestimmt, daß ein Advokat, der eine mangelhafte Klageschrift einreicht, seiner Partei für diese Klage, bei Strafe doppelter Zahlung nichts anrechnen darf und auch den Tax solcher Decreten aus dem Seinen bezahlen soll. Eine sehr weise Anordnung, die die Advokaten zu großer Gründlichkeit erzogen haben mag! Unsere heutige Zivilprozessordnung kennt eine ähnliche, allerdings nicht so weitgehende Bestimmung. Nach § 102 der Zivilprozessordnung können nämlich Rechtsanwältinnen und sonstige Prozessvollmächtigte zur Tragung derjenigen Kosten verurteilt werden, welche sie durch ihr großes Verschulden verursacht haben. Auch ein gewisses Verhältnißverfahren kennt die Verordnung, indem „die Klage vor bekannt und erwiesen angenommen wird“, wenn der Beklagte nicht innerhalb einer bestimmten Frist eine Gegenäußerung auf die Klage abgibt. Es wird damit dem Beklagten die Möglichkeit genommen, den Prozess dadurch zu verschleppen, daß er die Beantwortung der Klage überhaupt unterläßt oder auch nur verzögert.

Ein weiteres Mittel der Prozessverschleppung ist auch die Einwendung, daß das Gericht aus irgendeinem Grunde befähigt sei und daher in der fraglichen Sache nicht entscheiden dürfe. Unbegrenzte Einwendungen auf diesem Gebiet läßt der Markgraf dadurch zu vermeiden, daß die allgemeine exceptio iudicis insoweit gegenüber dem ganzen Hofgericht als solchen verboten und nur gegen das einzelne Mitglied des Gerichts zugelassen wird. Dadurch wird der Beflagte gezwungen, den Vorwurf der Befähigung mit bestimmten Erklärungen gegenüber einem bestimmten Mitgliede des Gerichts zu begründen. Er kann nicht durch den ganz allgemein gehaltenen Vorwurf der Befähigung den Lauf des Verfahrens aufhalten.

Um verzögerliche Einwendungen — wie z. B. die eben erwähnte Einwendung der Befähigung eines Richters — von vornherein aus dem Prozesshof auszuschließen zu können, gibt die Verordnung die Möglichkeit eines „Beurtheils“, das dem sachlich entscheidenden Haupturteil vorausgeht. Dieses „Beurtheil“, durch

das vor allem auch prozessuale Einwendungen vorweg entschieden werden sollen, entspricht dem Zwischenurteil unserer geltenden Zivilprozessordnung. Beide sollen der Ausräumung untergeordneter Streitfragen, der Konzentration auf die sachliche Kernfrage und damit der Prozessbeschleunigung dienen.

Die Verordnung will aber nicht nur den Beflagten, sondern auch den Kläger zur Beschleunigung erziehen. Das Hofgericht soll auch dem Kläger Fristen für sein Vorbringen setzen und, wenn dieser die Fristen nicht einhält, „mit dem Kläger noch viel weniger Nachsehen haben als mit dem Beklagten“. Diese Regelung ist für jene Zeit erstaunlich, da an sich nach dem damaligen Zeitgeist der Grundlag galt, daß der Berechtigten mit seinem Rechte nach Belieben verfahren und dabei auch die Durchsetzung seines Rechtes nach Belieben verzögern könne. Der Markgraf ist anderer Auffassung, indem er dem, der die Gerichte angerufen hat, auch die Pflicht auferlegt, sein Recht ernsthaft und mit Eifer zu verfolgen.

Wie sehr überhaupt die Verordnung ihrer Zeit vorausseht, zeigen noch verschiedene andere Bestimmungen. So kämft auch schon der Markgraf mit dieser Verordnung gegen Fremdwörter und dem Volke unverständliche Ausdrücke in der Rechtsprache. Er will, daß „eine deutliche und keine Scherzhaft annehmliche, mithin alle fremden Wörter und lateinische Ausdrücke, soweit es möglich ist, zu umgehen seien“.

Bei einzelnen bestimmten Prozessgebieten wird ein besonders beschleunigtes Verfahren angeordnet, so bei „allen Sachen, die nicht über 50 fl. fähig sind, betreffend, alle Anzuchtenden, ingelichen heilige Bauwesen, so keinen Bezug haben, und alle Schwängerungs- und Alimentenachen“. Auch für die Ansprüche aus Wechseln ist ein besonderes Verfahren mit verkürzten Fristen vorgesehen. Damit nähert sich die Verordnung wiederum der geltenden Zivilprozessordnung, die auch den besonders beschleunigten „Wechselprozess“ kennt. Einwendungen gegen den Wechselanspruch können nur erhoben werden, wenn sich ihr Beweis durch Urkunden führen läßt. Der Zeugenbeweis ist in der Verordnung des Markgrafen wie im geltenden Wechselprozess nicht zugelassen. Eine interessante Ausnahme macht die Verord-

nung vom 20. September 1752 nur insofern, als sie den Zeugenbeweis für den Einwand des Buchers dann zuläßt, wenn der Aussteller des Wechsels ein Jude ist. Sie will damit verbinden, daß der Jude als besonders gefährlicher und gefährlicher Geschäftspartner wie Schloß auf dem „Schwein“ beharren kann. Auch in anderer Hinsicht sind die Bestimmungen klar auf die Persönlichkeit abgestellt. So sollen Wechsel gegenüber Geistlichen, Soldaten und Bauern nicht als Wechsel mit allen ihren weitgehenden Rechtsfolgen gelten, sondern nur wie gewöhnliche Urkunden behandelt werden. Mit dieser Bestimmung schließt der Markgraf diejenigen seiner Untertanen, bei denen er eine gewisse geschäftliche Ungeordnetheit vermutet, von dem gefährlichen Wechselgeschäft aus.

Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, den Inhalt jener Verordnung vollständig wiederzugeben. Die angeführten Beispiele genügen, um erkennen zu lassen, daß man bereits im Jahre 1752 mit brauchbaren und klugen Mitteln die schnelle Prozessbeschleunigung zu erreichen suchte, die man heute durch die Gestaltung des Verfahrensrechtes erreicht. Zum Schluß sei noch die „Conclusio“ wiedergegeben, mit der der Markgraf seine Prozessbeschleunigungsverordnung abschließt. Sie läßt nämlich besonders deutlich den fortschrittlichen und volkswirtschaftlichen Geist der Verordnung erkennen, indem der Gesetzgeber sein Werk keineswegs für vollkommen und abschließbar hält, sondern sich bemüht ist, daß nur durch ständige Weiterarbeit etwas Vollkommenes geschaffen werden kann. Er ruft daher einen jeden, der guten Willens ist, dazu auf, durch Vor schläge und Anregungen an der Verbesserung der Verfahrensrichtlinien mitzuwirken. Seine Rechtsauffassung läßt damit einen durchaus dynamischen Grundzug erkennen. Zugleich kommt die Überzeugung zum Ausdruck, daß gerade im Verfahrensrecht der Gesetzgeber in ganz besonders hohem Maße der Mißhilfe der Praxis bedarf. Er verordnet in dem die Verordnung abschließenden Schlußartikel, daß unsere Hofräthe, Ober- und Beamte, Advocaten, und sonst ein jeder, der sich dazu geschäftlich zu sein erachtet, dasjenige vorzulegen sollen, was sie zu noch mehrerer Abänderung derer Prozesse, und Einführung noch besserer Ordnung, dienlich zu sein erachten; welches dann dieselbe zu unserm fürstlichen Hofrathe, bei Wahrung eines Jahres, von heutigem Tage anzurechnen, einzufragen haben, dieser aber daselbst wohl zu erwägen, und uns mit seinen gutachtlichen Vorstellen unterthäniglichen Vortrag davon zu thun hat; damit wir alsdann unsere zum besten unserer lieben Untertanen in alwegem gerichtete Mühe völlig erreichen, dieselbe von denen langwierig — und kostspieligen Rechtstrügungen gänzlich befreien, und solchergehalte die Rechte und den Ruhestand eines jeden auf das allerbeste verfügen mögen.“

Italienische Gegenwartsdichtung

Von Kurt Ziesel

Neben der fast jährlichen Uebersetzungen englischer und amerikanischer Romane und Biographien ins Deutsche finden wir auf dem deutschen Buchmarkt nur sehr spärliche Zeichen einer geistigen Verbundenheit mit der italienischen Dichtung. Es mag bei manchem nicht ganz einseitigen Haltens von Verlagen, die sich hauptsächlich mit Uebersetzungen beschäftigen, nicht allzu sehr erstaunlich erscheinen, wenn die politische und damit auch geistige und kulturelle Nähe Italiens und Deutschlands in ihrer gemeinsamen Anschauung von der Neuordnung der Welt zum 20. Jahrhundert keinen großen Widerhall in der Uebersetzungsarbeit deutscher Verlage gefunden hat. So ist es nicht zu verwundern, daß den meisten Deutschen außer dem „Annuncio und Pirandello etwa und außer einigen gewichtigen politischen Werken das italienische Gegenwartsschrifttum fast völlig unbekannt ist. In dankenswerter Weise haben nun im Jahre 1938 eine Reihe deutscher Verlage bekommen, diesem Mangel abzuhelfen. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist der Roman „Hauptmann Philippesch“ von Luigi Malinelli.

den die Union-Deutsche Verlags-Gesellschaft Stuttgart in einer ausgezeichneten Uebersetzung von H. A. Weisfeld herausgebracht hat. Malinelli nennt sein Buch im Untertitel „Roman der faschistischen Revolution“. Es ist bezeichnend für das Stadium der Reife der faschistischen Revolution, daß dieser in Italien ausgezeichnete, und erlösende Roman die Revolution nicht in Form einer politischen Chronik oder Reportage, sondern ganz aus den Gründen des einzelnen, menschlichen Geschickes folgt, wo der Bauer und Soldat im Kampf um Boden, Güter und Recht, das Recht in seinem Ringen um Mitternacht, Siebe und soziale Neuordnung steht und das Volk in kaum bemerkbarer, aber so heikler Leidenschaft nach einem neuen Sinn politischer Führertums begehrt.

Was in diesem Werk bereits als Dichtung gelungen ist, hat ein anderes zeitgenössisches Buch als chronischer Tatsachenbericht nicht minder überzeugend dargestellt: den Geist der italienischen Nation unter dem Faschismus. Wir meinen das Werk „L'Alba e la notte“ von Vincenzo Monti, erschienen im Verlag Romolo (Berlin), ins Deutsche überetzt von Theodor Bode. Es ist der Tagebuch eines Arztes, der an einer der ersten Großstädte des faschistischen Italiens, der Urbarmachung der Boninischen Simpie und der Gründung der Städte Vittoria und Sabaudia, an führender Stelle mitgearbeitet hat. Der Geist des Aufbaus, der Kampf um Boden und Lebensrecht gegen Krankheit, Wirtschaftskrisen und die Schrecken der Elemente findet in diesem mit Leidenschaftlichkeit geschriebenen Werk eine getreue Chronik. Der Dient an der Nation, Glaube und Liebe für Mussolini als den Initiator aus dieses Werkes und die Wanner einer echten „fascistischer Weltanschauung“ stehen eindrucksvoll über diesem Werk, das aus Italiens Willen und Kraft probant demonstriert.

Ein umfangreiches Unterrichts- und das in Auge des deutsch-italienischen Kulturverständnisses weitgehendste Bedingnis können so viele, ist die in der Verlagsromanreihe „Wunder“ von der eben die ersten sechs Bände erschienen sind. Sie vermitteln eine Querschnitt durch die italienische Gegenwartsdichtung, der außerordentlich aufschlußreich ist. Der bekannte italienische Novellist und Dramatiker Bruno Arzuffi hat jedem Roman eine ausführliche Biographie und literarische Bedeutung beigegeben, die insoweit einen schönen Einblick in den Stand der italienischen Literatur gewährt. Außer einem reizvollen Romanband des 1936 geschriebenen „Pia delia“ stammen die einzelnen Romane ausnahmslos von lebenden Dichtern und Schriftstellern Italiens. Der jüngste der Reihe ist „Faba“ von E. B. B. B., einer der meistgelesenen Dichter des heutigen Italiens. Seine Chronik „Die

Leute von Faba“ die in der ausgezeichneten Uebersetzung von Helene Weller vorliegt, möchte man als überzeugenden Beweis einer volkstümlichen italienischen Erneuerung der Romantik bezeichnen, voll ungeheurer Jugendlichkeit, unbedingten in seiner lebensbejahenden Kraft, herausdend in großartigen Landschaftsbildern, farbig und unbefangenen in der bildhaften Charakterisierung der Menschen, nirgends literarisch und blutlos, ein Epos von erstaunlicher Reife und Originalität, dessen Autor man rühm und gerne verfallt. Ein Jünger Carduccis, der zum Anfang des 19. Jahrhunderts die jungen, geistigen Kräfte des einigungsstimmung Italiens in Bologna sammelte, ist Alfredo Nazzari, der auf ein umfängliches Lebenswerk von Belangung zurückblickt. Er ist der Lebensmutter Später der italienischen Literatur. Humor und Ironie verbinden sich mit einer wirksamen, Herzenkraft, die nirgends die gelinde Ebene des edlen Spottes verläßt. Von ihm lesen wir mit geistigem Genuss das Werk „Sofrates und Kantschipe“, in dem zwischen Ernst und Ironie der Geist der Antike durchströmt wird von der römischen Geistesregsamkeit und Lebensnähe. Zwei weitere Bände der Reihe sind über Italien hinaus bekannten Dichtern gewidmet. Grazia Deledda lebt mit dem Roman „Marcella“ ihrer Heimat Sardinien ein gewaltiges Denkmal. Ihre Erzählweise ist einfach und volkstümlich, tief verbunden mit dem Inneren ihres Volkes. Sie vermittelt uns ein lebendiges Bild der italienischen Volksepoche in ihren geistigen Ausdrucksformen. Ada Negri gibt mit ihrem Buch „Friede und Krieg“, das die Tage der eigenen Jugend verherrlicht, ein erschütterndes Bild der italienischen Mutter. Mussolini selbst hat sich schon 1921 begeistert zu der dichterischen Sendung Ada Negris und gerade zu diesem Werk bekannt. Was er damals im „Popolo d'Italia“ über das Buch schrieb, ist der deutschen Ausgabe als Einführung vorangestellt. Man wird vor allem Mussolini tief bewegtes Verständnis für die Dichtkunst, die er mit eigener poetischer Kraft verherrlicht, darin bewundern. Die Stärke der Familie, die Sendung der Frau im italienischen Volk werden durch dieses Werk überzeugend dargestellt. Der letzte Band der Reihe ist dem vielgelesenen italienischen Schriftsteller Elio Biondi gewidmet, dessen Roman „Elio Biondi“ eine italienische Unterhaltungsroman mit moderner Problematik von hohem Rang vorstellt. Keine geschmeichelte Traumwelt, sondern Schmerz und Selbsteig des Alltags erhalten hier eine Schilderung, die vielfach zu psychologischen Tiefe niedersteigt.

Wir möchten unsere Uebersicht nicht beendigen, ohne zwei Werke zu erwähnen, die zwar nicht der unmittelbaren Gegenwart italienischer Dichtung dienen, aber doch in vorbildlicher Weise die vertieftere Aufgabe des zwischenmenschlichen Kulturverständnisses erfüllen. Der Piper-Verlag in München bringt eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Romantische Dichter“, die überetzt von Axel B. B., neben der klassischen Kunst Spaniens und Portugals vor allem italienische Meister neu für die deutsche Gegenwart erweckt. Das bereits 1936 erschienene Werk ist in der Neuauflage von 1939 erweitert und überarbeitet worden. Die Auswahl ist sehr glücklich. Neben Terzinen Dantes und dem Sonettengedicht Franz von Assisis stehen weniger bekannte Gedichte aus den letzten sechs Jahrhunderten der romantischen Sprachwelt. Der Geist des Sidens und die formstrenge Waise seiner Dichtkunst sind durch die Uebersetzung Biondis überzeugend genährt. Umfassender und auf Italien spezialisiert ist eine ähnliche Sammlung „Italienische Gedichte“ im Karl-Rau-Verlag, Leipzig-Markfleberg, von Fritz B. B. herausgegeben. Hier ist die italienische Kunst der letzten Jahrhunderte nach Gesichtspunkten ihrer besten und eigenstümlichen Uebersetzungen von Goethe, Herder, Schlegel, Derr bis zu Weinheber, Rilke, George verarmelt. Dem italienischen Originaltext ist jeweils die deutsche Uebersetzung gegenübergestellt, was die unerhörliche Möglichkeit für Kundige des Italienischen gibt, dem Geistes und der von der deutschen Romantik an so hoch entwickelten Kunst des Uebersetzens nachzuspüren. Die Auswahl zeigt eine universelle Kenntnis des Herausgebers und vor allem ein edles Gefühl für das Wesentliche des romantischen Kulturverständnisses, der seit Jahrhunderten in unauflösbarer Wechselwirkung mit dem deutschen Norden am Geist der Welt lauft und jene inneren Voraussetzungen enthält, auf denen gerade heute neben der politischen Gemeinlichkeit des europäischen Nordens und Sidens edle und fruchtbare Entwicklungen deutsch-italienischen Kulturverständnisses ihren Anfang nehmen.

Das Reichenauer Rätsel

Von Franz Hirtler

Rätselraten ist heute eine meist beliebte, den Geist anregende und erhellende Beschäftigung in stillen Stunden oder in freier Gesellschaft. Aber schon in den frühesten Uebersetzungen der Rätsel finden sich Rätselrätsel. Die meisten Rätsel der Gegenwart wenden sich allein an den Schachmann; ihre Lösung ist ganz Sache des Wissens und des Verstandes. Die ersten alten Rätsel sind Schöpfungen der Phantasie, sie sind entstanden durch vielfache Uebung im geistigen Anschauen der Dinge. Jedoch ist ein solches Rätsel deutlich zu unterscheiden von der bloßen Allegorie, die leicht zu durchschauen sein muß. Die alten Rätsel luden im Ueber oder Höher eine Verwirrung herbeizurufen, die das Auffinden der Lösung erschwert.

In allen Rätseln aber, selbst in den fast ganz verstandesmäßigen Rätseln der Gegenwart, den Charaden, Anagrammen, Palindromen, den Kreuzwort- und Silbenrätseln, ist etwas Geheimnisvolles und Mysteriöses zu spüren. Jede Lösung erweckt ein eigenartiges Gefühl der Befriedigung, als sei man nun hinter den verhehlten Sinn der Dinge gekommen. Die letzten Geheimnisse des Lebens, die Fragen, die noch kein Forscher beantwortet konnte, bezeichnen man ja geradezu als Welt-Rätsel. Die Verwirrung, die die Menschheit vor den unauflösbaren Daseinsrätseln empfindet, wird wenigstens auf Augenblicke überwunden beim Lösen von Rätselrätseln. Rätselreimen und Rätselfragen. Die Rätsel der Sphinx, die rätselvolle Sprache des Orakels der Alten, die Rätselreden der Dänen in Shakespeares „Macbeth“ lassen erkennen, wie sehr man früher die Rätsel als Offenbarungen der im Dunkeln waltenden Schicksalsmächte ansah. Das Faustische ist ein Wesenszug der alten Rätsel, der sie deutlich unterscheidet von den heutigen, die immer mehr zu „Denkproben“ aufgaben geworden sind. In unserer Zeit müdet es höchst selten an, daß im Mittelalter einem um Tode Verurteilten das Leben geschenkt werden konnte, wenn er seinen Richter einen Rätsel aufgab, das nur er selbst zu lösen vermochte.

Als das älteste germanische Rätsel darf man jenes bezeichnen, das schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts im Reichenauer Rätsel aufgeschrieben wurde. Der mündliche Schreiber, der aus dem Mund des Volkes hörte, überließ es in sein Klosterlatein: Volabit volucer sine plumibus, sed in arboris sine foliis, venit homo absque manibus, comcedit illum sine pedibus, assavit illum sine igne, comedit ille sine ore. Nix a Titano.

Auch ohne diese erst durch eine Veröffentlichung des babilonischen Forschers Franz Jol. Mone 1838 bekanntgewordenen Aufzeichnung wäre dieses alte Rätsel uns erhalten geblieben durch mündliche Uebersieferung. In Nürnberg, Straßburg, in Schwaben, in der Wetterau, in Schleswig-Vollstein, ja sogar in Schweden lebt bis in unsere Tage das Rätsel in folgender Fassung:

Es floe ein Vogel federlos auf einen Baum blattlos, da kam die Frau mundlos und fraß den Vogel federlos.

Sicherlich würde keiner der heutigen Rätselfreunde, sein noch so scharfsinniger Spezialist im Rätselraten, die Lösung finden: Der Schnee fiel auf einen Nannbaum, die Sonne fraß ihn auf. Den fallenden Schnee als einen

federlosen Vogel anzusehen solche Art von Phantasie, die Zeugnis gibt von einem tiefen Naturerleben, ist uns verlorengegangen. Selbst müdet uns auch die mundlose Frau an. Hier muß berücksichtigt werden das Mund im Unmündlichen hand heißt, so daß also wie im lateinischen Text zu lesen wären: hundlos. Sollte es aber nicht anstatt Frau heißen: Mann? Dann würde das der Reichenauer Aufzeichnung entsprechen und ergäbe auch in dieser Zeile einen Streifen, welche Form der Rätselanspruch ursprünglich wahrheitsgemäß hatte.

Ein kleiner Rätselbuch, vor einem Jahrhundert aufgefunden, aber wahrscheinlich noch älterer Herkunft, gibt uns einen Einblick in das Seelenleben der Menschen unserer Heimat in germanischer Freiheit. Die Vorstellung des von einem handlosen Mann gefressenen federlosen Vogels hat etwas Geheimnisvolles für uns, sicherlich aber insoweit dieses Bild ganz der Empfindung unserer Vorfahren, die in ähnlicher Weise aus Bildworten der romantischen und frühgotischen Zeit zu uns redet. Der zugleich auch an Verse der Edda anklingende Rätselanspruch ist auch ein Zeugnis dafür, wie lebhaft der Anbruch des Frühlings, die Zeit der wiederkehrenden Sonne und der Schneeschmelze unsere Vorfahren beschäftigte.

Etwas für warme Tage

Erfrischungsgetränke und Süßspeisen

Sobals die warme Jahreszeit kommt, verlangt unser Körper nach einer anderen Ernährung.

Vor allen Dingen will er dann nicht mit schwerer Speise belastet werden, sondern verlangt Gerichte, die leicht verdaulich sind, den Durst stillen und erfrischen.

Und gerade nach dem obigen gemischten Winter ist es uns ein Bedürfnis eine herrliche Ratschule mit Früchten, an Stelle der heißen Suppe zu bekommen, oder zum Abendessen einen feinen, kalten Pudding. Die folgenden Rezepte sollen eine kleine Anleitung hierzu geben:

Buttermilchmischgetränk:
½ Tr. Buttermilch, ½ Tr. Fruchtsoß oder Süßmoß, Zucker nach Geschmack. Die Buttermilch wird aufgekocht, der Fruchtsoß darunter geschlaen. Zucker nach Geschmack zugeben und das Getränk aufgekocht gereicht.

Buttermilchkaffee:
250 Gramm gereinigtes Schwarzbrot, ¼ Tr. fochende Milch, 100 Gramm Zucker, Schale einer Zitrone, 1 Teelöffel Jint, ¼ Tr. Buttermilch. Geriebene Schwarzbrot wird mit fochender Milch übergossen, Zucker, die abgeriebene Zitronenschale und der Jint zugegeben und alles mit der Buttermilch verquirlt.

Quarkkaffee:
1 Eigelb, 100 Gramm Zucker, 1 Pfd. Vanillezucker, 300 Gramm Speisequart, ¼ Tr. Milch.

Eigelb wird mit dem Zucker schaumig gerührt, dann der durchgeseigte Quark daruntergemischt und mit der Milch glatt gerührt. In eine Glasschale oder Erdbereen usw., die eine Schicht Quark, dann wieder Obst. Die oberste Quarkschicht kann nett mit dem Meßer eingekerbt und mit Früchten verziert werden.

Notz Grütze mit deutschem Puddingmehl:
1 Pfd. frische Früchte, ½ Tr. Wasser, 80 Gramm Zucker, 80 Gramm deutsches Puddingmehl.

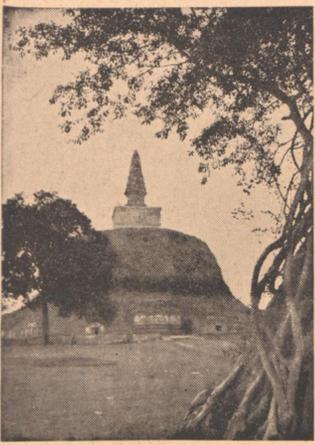
Die Früchte werden gewaschen, eventuell entkern, und gut eingezudert, das Puddingmehl mit einem Teil Wasser angerührt und in das fochende Wasser einkauten und das fochend lassen. Dann das eingezuderte Obst darunter geben, gut kochen, mindestens 1 Stunde, und dann süßen. Kann mit kalter Milch oder mit Vanillebeizung gereicht werden.

Stachelbeergrieß:
½ Pfd. Stachelbeeren, ¼ Tr. Wasser, Zucker nach Geschmack, 80 Gramm deutschen Kartoffelgrieß.

Die gefochten Stachelbeeren werden durch ein Sieb gerührt und mit Zucker abgemischt, die Flüssigkeit zum Kochen gebracht und mit dem Gago eingedickt, gut gekühlt und gekürzt.

Ein Karlsruher erlebt Ceylon

Ein Reisebericht von HANS VOLLMAR



Dagoba in der alten Hauptstadt Ceylons, Polonnaruwa (771-1288)

II.

Auf einem abendlichen Spaziergang unter Palmen wurde ich von meinem schwarzen Freunde einem einheimischen Arzt vorgestellt, der mir all die alten Kräuter zeigte, mit denen er seine Patienten zu heilen pflegte. Ich habe mir oft später erzählen lassen, wie diese Mediziner Weisheit ererbt haben, wo andere Ärzte jede Hilfe und Vorsehung für unmöglich gehalten hätten. So wurden Leber- und Nierenkrankheiten, die für unheilbar galten, durch die angewandte Salbe blind, Pestereien durch die salbige Mischung ausgenommen. Nicht die Salbe allein ist das Heilmittel, sondern auch eine richtige Kraft, die der Arzt den Patienten zu geben in der Lage ist. Wir trafen auch einen Eingeborenen, der Arthrose war und unbedingt meine Handlinien lesen wollte. Ich muß sagen, daß seine Argumente, die er über meine Vergangenheit und Gegenwart anführte, sehr richtig waren; die der Zukunft mögen, so wünsche ich, in Erfüllung gehen ...

Ein Vetter unseres Freundes ist Lehrer im Dorf und leistet uns oft Gesellschaft, erzählt uns von den Eingeborenen und beantwortet all meine vielen Fragen. Sehr lange war das Gespräch über das Kaffeeanbau. Die Kaffeeplantagen sind die Arbeit, die die Leute pflegen, die auf die Bäume Kletterer und Missetäter, oder als Handhilfen dienen oder Tiere begraben. Die nächste Kaste, die Parayyas, tragen Kleider, schlagen die Trommel bei Hochzeiten oder Beerdigungen; zu dieser Art gehören auch Frauen. Dann kommt die Zimmermannskaste, die Häuser baut, landwirtschaftliche Geräte in Ordnung hält oder auch Schmiedearbeit und andere Eisenarbeiten macht. Zu der vierten gehören Goldschmiede und zum Teil auch Wärrer. Die meisten Wärrer aber und Lehrer gehören zur fünften Kaste, den Ballalas. Dann folgt als sechste die Priesterkaste, die es nicht mehr gibt. Weiraten ist nur innerhalb der jeweiligen Kaste erlaubt. Jede Kaste hat ihren Gott. Die Ballalas und die Parayyas dürfen keine Kleider tragen; sie bedecken nur mit Zappen ihre Hüften. In der Familie ist der Vater absolut der Herr. Seinem Willen beugt sich jeder ohne Murren.

Am kommenden Morgen nehmen wir Abschied von unseren Freunden, um nicht länger bei den Hochzeitsvorbereitungen zur Zeit zu fallen. Wir fahren nochmal an dem alten Dorf vorbei, wo gerade eine ganze Familie Momentaufnahmen machte. Denn die Eingeborenen verwenden kein Zellulosepapier zum Waschen, da sie glauben, es sei unrein; das Brunnenwasser dagegen ist ihnen heilig. Als Reiseführer habe ich ein junges Mädchen vor, der phantastisch gut englisch sprach und der Gandhi abgöttisch zu verehren schien.



Der sogenannte Pfeilerwald bei Anuradhapura

Die Stadt Anuradhapura im Norden der Insel Ceylon scheint früher der große Königssitz der Singhalesen und eine Stadt mit großartigen Tempeln gewesen zu sein. Im 13. Jahrhundert wurde der Platz von den Tamilen völlig zerstört, und heute finden sich in der Nähe der 2500 Einwohner zählenden Ortschaft gleichen Namens nur Ruinen der alten Stadt im Waldesdickicht.

hält oft unerwartet den Wagen an, damit wir Aufnahmen von den Affen machen könnten, die entweder auf der Straße saßen oder sich hoch in den Bäumen von Ast zu Ast schlangen. Ab und zu wurde nochmals gehalten an einem besonderen Stein oder Tempelchen, der den Hindus heilig ist, und der Fahrer zündete als Opfer für die Götter Kerzen an. An anderen Stellen wieder wird frische Kofosmilch geopfert.

Am Rande des Dschungels

Die Sonne war nah dem Horizont, als wir endlich in Anuradhapura ankamen. Da wir für diese Nacht keine Schlafstelle hatten, schlugen wir gleich einen Seitenweg ein, um möglichst bald aus dem Drie selbst herauszukommen. Der Weg führte durch enge Lehmgassen, zwischen niedrigen Stützen hindurch, vor denen die Eingeborenen saßen und wohl auch aufnahmen von der Hitze des Tages; dann weiter durch Palmenwälder über Reisfelder,



Mondsteintreppen vor einem Tempel in Polonnaruwa

Aufnahmen: Ansmann-Archiv (2), H. Vollmar (3)

bis wir endlich an die Grenze der Felder, an den Dschungel gelangten. Hier wollten wir uns zur Nacht niederlassen.

Unser Nachtlager bestand aus zwei Weinstöcken und einem Moskitonez, das an vier Stöcken aufgehängt war. Bei all diesen Vorbereitungen wurden wir genauestens von einigen Eingeborenen, die uns gefolgt waren, beobachtet; die kleinsten Bewegungen verrieten sie mit größtem Interesse. Wir rieben uns noch stark mit Citronellaöl ein, als Schutz gegen die Malaria (Malaria). Das Öl hatte uns der Sitzpunktleiter der N.S.P. in Colombo vorortlichweise mitgegeben.

So — nur gegen das kleinste Getier der Wildnis gefeit — saßen wir uns in unsere Klemente zurück. Ich sah das letzte Abendrot immer blauer werden und dunkler langsam ein. ... Es mag eine Stunde gewesen sein, als ich wieder aufwachte. Da kamen eine ganze Menge Menschen aus der Richtung des Dorfes, mit Lampen, auf unsere Lagerstätte zu. Ich hockte mich schlafend ... sie leuchteten uns ab und mußten wohl beobachten, was wir bei uns hatten und auf welche Weise wir schliefen. Endlich wurde das Geflüster durch

ein energisches „Hallo“ unterbrochen. Ich antwortete. Einer der Eingeborenen sprach in nicht schlechtem Englisch zu uns: „Wir sind die Eingeborenen dieses Dries und wollen wissen, wer ihr seid.“ „Warum?“ fragten wir dumm ... „Warum habt ihr gerade diesen Platz gewählt?“ „Wir studieren eine bestimmte Tierart, eine Vogelart, die niedrig fliegt, und sich auf weiche Stellen setzen soll; und die es nur in geringer Anzahl auf Ceylon gibt.“ Das schien ihnen glaubwürdig und sie fragten, ob wir noch irgendwelcher Hilfe ihrerseits bedürften. Auf unsere verneinende Antwort bemerkten sie noch: „Wißt ihr auch, daß es hier viele giftige Schlangen gibt?“ „Ja.“ „Habt ihr Feuer bei euch, zum Schutz gegen Giften und andere große Tiere?“ „Wir haben alles, was dazu notwendig ist.“ „Dann können wir ja gehen“, meinten sie. „Ja bitte“, war unsere Antwort und nach einem gegenseitigen „Gute Nacht“ verschwanden sie in der Dunkelheit. Bald waren ihre Schritte und Stimmen

mit den beiden Leintüchern, dem Moskitonez, den Badehosen, dem Citronellaöl und dem Photographenapparat.

Im Paradies der Tiere

Auf dieser Fahrt haben wir besonders viele Wasserbüffel, die teils auf der Straße bummelten oder sich im Sumpfe herumwühlten. Diese Herren der Wildnis pflegten den Autos nicht auszuweichen, der Chauffeur muß ausweichen und ihnen mehr oder weniger göttig zureden, die Fahrbahn freizugeben. Viele weiße Störche, Habichte, Kraniche, später auch weiße und graue Seeadler belebten den tropischen Sumpf.

Unser neuer Reisegefährte gab uns in Trincomalee die Möglichkeit unser Lager bei seinem Schwager aufzulagern. Aus Kisten und Bambusmatten wurden unsere „Betten“ hinten im Lagergruppen aufgebaut. Hier wimmelte es von Tausenden von Ameisen, von Kakerlaken, Eidechsen krabbelten an den Wänden herum, Natten blühten in einer rubigen Minute über den Fußboden, und manchmal piepste auch eine Vogelfamilie, die sich unter dem Dach eingeknistet hatte. All dieses Getöse und die schwüle Hitze ließen mich nur einige Stunden dieser langen Nacht schlafen.

Das Rätsel der Dagobas

Wir trotteten durchs Dorf in die Richtung der Dagobas. Eine Dagoba ist ein Tempel, der für die alte Architektur Ceylons charakteristisch ist. Es sind massive Bauten aus Backstein, in deren Innerem eine Nische oder sonst ein Heiligtum eingemauert ist. Die älteste dieser Art ist hier in Anuradhapura, der alten Hauptstadt der Eingeborenen, die im Jahre 771 v. Chr. erbaut. Es gibt mehrere dieser Art; die höchste ist ca. 150 Meter hoch. Ein Engländer schreibt über sie, daß sie dem Wert und der Charakteristik nach den Pyramiden Ägyptens gleichstehen.

Die Erbauer dieser Tempel waren die Singhalesen, die heute eigentlich als Urbbevölkerung Ceylons betrachtet werden, obgleich sie selbst vor ca. 3000 Jahren aus Indien nach Ceylon eingewandert waren. Vor ihnen sollen die Veddas hier gelebt haben, von denen man heute nur noch Spuren in einigen Maleriemalereien der Menschen erkennen zu können glaubt. In den letzten Jahrhunderten sind noch die Tamilen aus Indien nachgewandert. Sie gehören meist der unteren Kaste an. Bei ihrer Einwanderung vor ca. 400 Jahren haben die Tamilen viele der Schätze und Tempel der alteingesessenen buddhistischen Singhalesen zerstört, in der Hoffnung Schätze darin zu finden. ... So kommt es, daß man heute noch in Ceylon Singhalesisch und Tamil neben der englischen Amtssprache spricht. Offentliche Bekanntmachungen findet man daher immer in drei Sprachen und Schriften.

Von Anuradhapura fuhren wir nach Trincomalee an der Ostküste Ceylons. Hierbei machten wir eine ausgezeichnete Reisebeobachtung, die uns auf unsere weiteren Fahrt durch Ceylon von großem Nutzen werden sollte. Es war ein geübter Eingeborener, ein Kaufmann, der über ganz Ceylon seine Geschäfte hatte. In seiner Art zeigte er sich äußerst vornehm, nachdem er herausgefunden hatte, daß wir arme weltreisende Studenten seien — zuerst hatte er uns für Matrosen gehalten. Er beneidete uns um unsere so erlebnis- und lehrreiche Fahrt um die Welt. Er glaubte er über die „Unmasse“ unseres Gewärs, denn wir hatten zusammen nur eine kleine Lederkoffer



Elefantenherde im Innern Ceylons

erkennbar. Der Gipfel ist flach und läßt sich noch auf die einzelnen Gemächer des Palastes erkennen: Den Thron in Stein gebauet, die verchiedenen Bäder für Könige, Königin und Höflinge, die Auschauplätze der Wächter usw.

Die Festung selbst wurde nie eingenommen. Dilem Königreich des Dschungels war nur eine kurze Lebensdauer von 18 Jahren beschieden. Königin Rajawoja wurde unten in der Ebene von ihrem Bruder, der mit einem indischen Deere herangezogen war, bestetigt. Selbstmord schien der einzige Ausweg für den freibewilligenden ertragslosen König ...

Mit großem Interesse waren wir der ausgezeichneten Führung und all den Erklärungen des Oberführers, eines lebensfrohen gefunden schwarzen Menschen, gefolgt. Doch jetzt meinte er, mühten wir in die heutige Zeit zurückzuführen und diesem arden Zeitunterchied glaubte er nur mit Weisheit verbinden zu können. Diese Art der Zeitverbindung verheißt ihre Prüfung nicht, und ich war erntamt wie wenig Alkohol die Schwarzen vertragen können.

Zu Füßen des Buddha

Bald haben wir wieder hoch in einem schaukelnden Omnibus, führen wieder Meile um Meile durch den ewigen Dschungel Inner-Ceylons, in Richtung Polonnaruwa. Die nun zur Alltäglichkeit gewordene Fahrt durch die Wildnis wurde nur ab und zu durch bunte große Schmetterlinge und ganz herrlich farbenprächtige Vögel abwechslungsreich gemacht. Somit zu beiden Seiten der engen Straße nur dichtes Unterholz, eine Unmasse Pflanzen und von den Ästen herab hängende Bäume, freudig und aber freudig verdrörte Baumstämme; dazwischen weniger junge grüne Bäume, die sich ihren Weg zum Lichte erkämpfen wollen. Ob sie je die Sonne sehen

Nach am selben Abend bringt uns der Bus weiter nach Anuradhapura. Die Fahrt dahin glück einem Besuch im Zoo. Erst passierten wir eine Gruppe von Fischen, die im Wasser stehend mit Fackeln ihrer Arbeit nachgingen; dann kamen wie üblich die Wasserbüffel. Alle paar hundert Meter sah eine Gule auf einem Meilenstein; sie wartete auf die Ratte, die die Straße überqueren wollte. Die Gullen ließen den Wagen dicht an sich heranrücken, flogen dann entsezt und verfiel davon; oft konnten sie dem Wagen kaum mehr ausweichen. Ein Gull hatte etwas Schwermut, sein Geweih durch den dichten Dschungel zu drücken. Ein Leopard verstand sich auf vorwärtlichen Schritten langsam in seine Gefilde. ... ein Stachelschwein rennt plötzlich aus dem Dickicht in die Dunkelheit. ... Schakale lauen hin und her. Und noch einige andere Tiere, deren Namen ich nicht kannte, nahmen an diesem nächtlichen Treiben auf der Landstraße teil. Nur die Affen schienen bereits zur Ruhe gezwungen zu sein. ... Sie schlafen, wenn der Dschungel erwacht. ... An unserem Bestimmungsort wurden wir von einer indischen Bande junger Köhler willkommen geheißen und auch allabend bewirtet.

Ein Felsenschloß im Dschungel

Sigirya war am nächsten Tag unser gemeinsames Ziel, wir mühten zu Fuß gehen, ein Ochsenfarren mit dem Tagesproviant und einigen Whistflöschchen folgte uns langsam. Unterwegs begegneten wir noch einer Pigeonengruppe, die unter einer Palme ihr Lager aufgeschlagen hatte. Diese Pigeonen sind sehr schön und gleichzeitig sehr häßlich. Sie sind ein wenig wie die kleinen Kinder und einigen Kofaeräten, aber ohne Wagen durchs Land ziehen. Einer der jungen Männer war Schlangenbeschwörer und zeigte uns seine Künste.

Nach einigen Stunden strammten Mariches La in mitten der Dschungels, in einer sonst steilen und felsigen Gegend, die Kellefellehuna Sigirya. Sie ist eines der Weltwunder; wurde 459 v. Chr. von einem König gebaut, der seinen Vater ermordet hatte und Sicherheit suchte vor der Rache seines Bruders. Der natürliche Fels erhebt sich ca. 200 Meter über die Ebene hinaus. Sehr mühsam führt der Weg über feste Steintreppen hinauf zum Gipfel. Auf halber Höhe am eigentlichen Eingang des Königspalastes sind noch die Überreste einer alten Kriegsmaschine zu sehen. Eine Unmasse feine Steine und Felsblöcke, nur lose mit Seilen und Planen zusammengehalten, hängen über einen Felsvorsprung am Aufgange; ein Schwertblech genügt, um die Massen auf den abwärtslofen Angreifer hinunterzuführen zu lassen. An sehr gefährlichen Stellen des Felsens sind heute noch herrliche Freskos, Ornamente, Figuren und andere Malereien aus jener alten Zeit



Einer der fetten Buddhistenpriester, die von den Gaben der Tempelbesucher leben

werden, oder ob sie, wie die Masse ihrer Schicksalsgenossen erkranken und verdorren oder nur kurze Zeit ein verkrüppeltes Dasein führen werden? — ein Schicksal, das die verheerendste Natur so millionenfach zu verheeren hat. ...

Polonnaruwa war abwechselnd mit Anuradhapura vom 8. bis 13. Jahrhundert die Residenz des Dschungelreiches gemein. Die Ausmaße dieser Stadt müßten enorm gewesen sein; denn schon durch die ehemalige Anuradhapura, wo der Palast und die Tempel standen, reist man zu Fuß über 2 Stunden. Paläste, Empfangshallen, Blütenläufe, Dagobas sind fette Zeugen einer vergangenen Pracht.

Der große Buddhistentempel, Polonnaruwa ist der beeindruckendste; eine riesenhafte Buddhastatue ist in einer aerämischen Halle eingeschlossen; Türmen, Figuren, Mondsteintreppen schmücken die Halle aus. ... Wir gehen weiter. Tief im Dschungel sind 3 Figuren, der sitzende, der stehende Buddha und sein Schüler Ananda in den natürlichen Fels eingehauen. ...

(Schluß folgt)

Das neue Buch

Sturm rasi über Rußland

Zwei Veröffentlichungen der antitotalitären literarischen Literatur der jüngsten Zeit verdienen unter anderem Interesse. Beide haben das Rußland des untergehenden Zarismus zum Schauplatz, beide leben in ihren entscheidenden Teilen die Dinge vom Standpunkt der russischen Bewegung und Armeen.

Das ist zunächst — das bedeutendere der beiden Bücher — die Erinnerung des letzten Oberbefehlshabers der russischen Streitkräfte, die auch dem an diesen Ereignissen nicht so stark Interessierten durch Name und Gehalt des Admirals Koltschak ein Begriff sind. Generalleutnant Konstantin W. Seltzow schildert in dem bei Helmut Weidelt, Berlin, erschienenen Buch „Die verlorenen Kämpfe“ nicht nur die abenteuerlichen Geschehnisse, sondern auch das furchtbare Schicksal jener Kämpfer, die im östlichen Rußland, in Sibirien und Fernost das totalitäre Chaos bekämpften.

Das zweite Buch ist der Bericht eines Freiwilligen in den weißen Streikrängen der Generäle Denikin und Brannet: Nikolai Maximoff „Weiße Flamme über Rußland“ (Verlag Holle & Co., Berlin). Auch in diesem Buch erleben wir die erbitterte Tragik des zunächst hoffnungsvollen Aufstands der Freiwilligen, bis sie die Kleinliche, eigenförmige und unverwundliche Haltung der Czaristen und die enttäuschende Interessiertheit der Militärs um die Früchte ihrer Opfer an Blut und Leben bringen und damit den Gesamtsieg unendlich machen.

Die Kunst und Tradition in Baden. Die Kunstmalerei Baden's, herausgegeben im Auftrag des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts, neuntes Band, Kreis Karlsruhe, Siebente Abteilung „Die Kunstmalerei des Amtsbezirks Forstheim-Land“, Verlag G. & W. Müller, 1933. In den letzten Jahren hat die Kunstmalerei in Baden wieder eine rege Entwicklung erlebt. So konnte auch der vorliegende Denkmalerband Forstheim-Land, herausgegeben von dem Kreisrat Peter F. Schell und Wilhelm Reichel, den von Reich gegebenen Richtlinien mit dessen weitgehender finanzieller Unterstützung und dem Unterrichtsamt festgelegt und herausgegeben werden.

Das politische Antlitz der Erde. Walter Fabi ist denen, die nach einem Buch gesucht haben, in dem die aktuellen, spannungsreichen und zum Teil sehr unentwickelten Probleme der Weltpolitik in einfacher Klarheit auf die realen Notwendigkeiten zurückgeführt werden, zum ersten Male durch sein Buch „Wetterströme“ bekannt geworden. „Das politische Antlitz der Erde“ führt das Weltgeschehen fort, einen immer größeren Kreis für die teilnehmende Kenntnis der politischen Zusammenhänge zu gewinnen. Den Klappen, klaren Texten, die eine Fülle von Material bieten, sind jeweils auf der Gegenseite Karten beigegeben, die, indem sie alles Unentworfene übersehen, sich darauf beschränken, in großen markanten Zügen die Kräftelinien der politischen Tendenzen sichtbar zu machen und zu führen.

Der schälige Gast

Humoreske von Bert Lynch

Mrs Arnold, der Gesselle, in die Wirtschaft trat, schlug es gerade ein Uhr. Er legte ab und nahm grüßend an einem Tische Platz, wo nur ein einzelner Gast, der schon gegessen hatte und eine Virginia rauchte, vor der Zeitung saß. Der Hauptbetrieb hatte begonnen. Kellnerinnen und Biermädchen eilten durch die Gänge. Die dampfenden Schüsseln verbreiteten einen nahrhaften Geruch. Dutzende von Messern und Gabeln klapperten emsig auf den Tellern.

Arnold mußte eine Zeitlang warten, bis er bedient wurde. Er bekam blauen Schellfisch mit Butter und Petersilienkartoffeln. Während des Essens warf er einen Blick auf die Wandkarte des Hauses, das der Gast gegenüber in der Hand hielt. Auf einmal ließ dieser die Zeitung sinken, packte eine Zigarette über den Tisch und sagte barock: „Schonren Sie nicht! Draußen steht der Zeitungshändler! Kaufen Sie sich gefälligst selber ein Blatt, wenn Sie lesen wollen!“

Der Gast brummte etwas Unverständliches in den Bart, brante eine neue Virginia an und las weiter. Arnold sah seinen Fisch auf und wollte eben der Kellnerin winken, da trat ein Ereignis ein.

Der Gast war plötzlich die Zeitung hin, verzog das Gesicht, rih ein buntes Taschentuch heraus und nickte kräftig hinein.

Arnold hatte schon das Wort „Gesundheit“ auf der Zunge, aber er unterdrückte es. Im gleichen Augenblick sah er aus dem bunten Taschentuch etwas zu Boden flattern. Er blickte genauer hin und stellte fest, daß es eine grüne Zehnmarknote war. Die Banknote lag unter dem Tisch, nicht weit von den Füßen des Gastes. Unter gewöhnlichen Umständen, dachte Arnold, würde ich den Mann darauf aufmerksam machen. Aber in diesem Falle: nein! Der Nachbar verdient es nicht anders. Man mußte gewärtig sein, nochmals angerufen zu werden. Sollte der Mann fortgehen, ohne den Verlust zu entdecken, so würde er, Arnold, die Banknote aufheben und der Kellnerin übergeben. Die mochte dann tun, was sie für gut hielt.

Arnold lehnte sich zurück, zündete eine Zigarette an und nahm den bärbeißigen Tischnachbarn umfänglich aus dem Blick. Dieser wachte sich umständlich aus dem Bart, trompetete in das Taschentuch, steckte es wieder ein, trank einen Schluck Bier, brante die Virginia neuerdings an, erhob sich schwerfällig und ging mal hinaus.

Na, dachte Arnold, als der Mann wieder zurückkam, jetzt wird er den verlorenen Geldschein wohl entdecken. Und der Gast blickte wirklich unter den Tisch! — Aber siehe da, er tat nicht weiter begreifen; er rückte nur den Stuhl zurecht, setzte sich wieder hin, ergriff die Zeitung und las weiter.

Sehr merkwürdig, dachte Arnold. Da stimmt was nicht! Ich möchte hundert zu eins wetten, daß er den Geldschein gesehen hat. Warum hebt er ihn dann nicht auf? Will er Theater spielen? Will er vielleicht gar ihn, Arnold, in Versuchung fähren und seine Ehrlichkeit auf die Probe stellen? Das hieße, dem Fuß den Boden auszufahren! Arnold gab sich den Anschein, als sei er tief in Gedanken verfunken. In Wirklichkeit hatte er heimlich ein scharfes Auge auf sein Gegenüber und den Geldschein unter dem Tisch.

Da — Arnold glaubte nicht recht zu sehen — setzte sich der rechte Fuß des Gastes leistungswärts, in Richtung der Banknote, in Bewegung. Langsam und lautlos schob sich der Absatz vor, dann folgte die Sohle nach. Und wiederum Absatz und Sohle, und noch einige Male, bis die Sohle den Geldschein völlig bedeckte. Dann glitt die Sohle mit dem Geldschein ebenso langsam und lautlos wieder zurück. Der Zehnmarkschein war den Blicken entzogen, und der Gast sah da, als wäre gar nichts geschehen, packte Volken aus der Virginia und las unentwegt in der Zeitung.

Arnold kannte sich nunmehr aus. Er fühlte sein Zwerchfell in Aufruhr geraten und mußte sich genalzig zusammennehmen, um nicht laut aufzulachen. Es war wirklich zum Verhängen! Dieser Verlust eines Zehnmarkscheines, und als er ihn wiederfindet, meint er, ein anderer habe ihn verloren. Und der Verlierer wendet nun seine ganze Geistesfreiheit an, um sein eigenes Geld zu stehlen! Was es nicht alles gibt, dachte Arnold. Er nahm sich vor, dem alten Gauner eine Lehre zu erteilen, an die er denken sollte! Noch war der Geldschein unter der Schuhschle. Entweder, folgerte Arnold, wird der schälige Gast nun warten, bis ich fortgehe, dann kann er lange warten, oder er wird die Zeitung oder etwas anderes fallen lassen und beim Aufheben die Banknote mitgegreifen. Um dies zu erwirken, rückte Arnold mit dem Stuhl ein wenig zur Seite, so daß er den Fußboden unter dem Tische besser im Blickfeld hatte. Arnold fühlte, daß der andere ihn beobachtete und für den Verlierer des Geldscheines hielt. Und er beschloß, den Verlierer zu spielen, um dem andern heiß zu machen. Er zog also die Börse hervor, öffnete sie, schüttelte den Kopf und steckte sie wieder ein. Dann nahm er die Brieftasche heraus, schaute in jedes Fach, schüttelte nochmals den Kopf und schob sie wieder in das Jackett. Dann begann er auf-fällig in den Taschen zu wühlen. Zuerst in den Hosentaschen, dann in den Westentaschen, dann in den Rocktaschen. Dann spähte er wie einer, der etwas sucht, auf dem Fußboden umher, und schließlich richtete er den Blick offen auf sein Gegenüber. Der schälige Gast aber rührte sich nicht. Er tat, als lese er noch immer, doch Arhe, Vestüre und Gleichgültigkeit waren kläglich getipelt. Das schlechte Gewissen hand auf seinem Gesicht geschrieben. Er hatte das Sinn vorgebracht und die Börse er nervös am Dalm der kalten Virginia. Ueber der Koffermund fanden zwei steile Falten, die vorher nicht dagewesen waren. Und — Arnolds Mundwinkel zuckten, als es bemerkte — auf der Stirn des Mannes sah seiner Spürh! Der Anglistisch war bereits ausgebrochen.

Da schlug es zwei Uhr, und die Kellnerin trat an den Tisch, „Darf ich die Gerren um Begleichung bitten? Ich werde jetzt abgeholt.“

Der schälige Gast legte sogleich das Blatt weg, zog den Geldbeutel und öffnete ihn. Jetzt sah es ihm sichtlich einen Ruck. Er warf den leeren Geldbeutel auf die Tischplatte, rih das Schmeuzzeug heraus und fingerte eifrig in jener Tasche herum. Dann fuhr er mit erregten Händen durch die übrigen Taschen, aber das, was er suchte, war nicht zu finden. „Ja — Herrgott — Sakrament — nochmal“, brachte er druckend hervor, indem ihm endlich das Licht aufging. „Das ist ja — mein eigener — Zehnmarkschein!“ Er nahm den Fuß von der Banknote, hob sie auf und hielt sie der erkannten Kellnerin hin. Und kann, daß diese herausgegeben hatte, hand er wissend auf sich zu und Mantel vom Haken und eilte mit großen Schritten davon, während Arnold Tränen lachte und eine ganze Weile brauchte, bis er sich so weit beruhigt hatte, daß er der Kellnerin, die vor Neugierde fast verging, den Vorfall berichten konnte.

Das selbst eine Unterwasser-Ansicht auf Briefmarken „aufsteigt“ — wenn man so sagen darf —, kommt auch nicht alle Tage vor. Es geschah unlängst auf einer interessanten neuen Marke der britischen Bahamas-Inseln in Westindien. Der berühmte „Seegarten“ mit schwimmenden Fischen und seltenen Meerestpflanzen war darauf wie das Bild eines Aquariums wiedergegeben. Aus demselben Westindien kam eine andere wunderliche Marke mit einer verblüffenden wässrigen Angelegenheit: dem auf der Insel Dominica gelegenen „Loshenden See“, der von unterirdischen Kratern gebildet wird und vermutlich für die umwohnenden Hausfrauen eine nützliche Einrichtung ist.

Vertreter aller möglichen Waffengattungen sind schon auf vielen Briefmarken erschienen — ein Blasrohrschäfer ist den Sammlern noch nicht vorgestellt worden. Dieses Verhängnis holt eine neue Marke Nord-Vietnams nach, auf der man einen Eingeborenen vom Stamme der Murut grimmig in sein lauges Blasrohr pfeifen sieht. Noch heute wird dort auf diese Weise gejagt und mitunter mit giftigen Pfeilen sogar gekämpft.

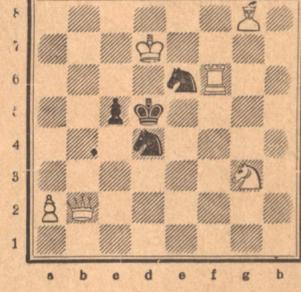
Da sind doch ein paar neuere bulgarische Pöhlwertzeichen ungefährlcher, wenn sie an ein vielbeliebtes, sozjagen umgekehrtes „Blasrohr“ erinnern. Gewissermaßen eine Marke für Raucher ist der Wert zu 14 Lema insofern, als man darauf ein paar große, ausgeleuchtete Tabak-Dochtblätter bemerken kann. Dagegen könnte die Marke zu 50 St. mit zwei wohlbeliebten Hühnern und einem halben Dutzend ausgelegter Eier geradezu als Oster-Briefmarke verwendet werden! Beide Darstellungen sollen freundliche Verbuna für die bulgarischen Landeserzeugnisse treiben. M. B.

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach

Folge 25 18. Juni 1939

Aufgabe Nr. 25 von F. Schmidt, Rottorf Dr. Virgfeld zum Gedächtnis im „Schach-Schau“

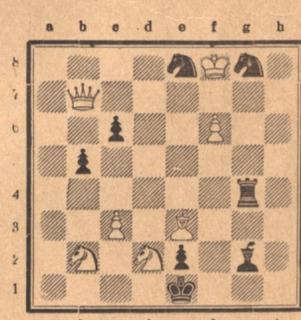


Matt in 2 Zügen. Weiß: Kd7, Dd2, Td6, Lg3, Ba2. (6) Schwarz: Rd5, Sd4, c6, Bc5. (4)

Problemkomponist Dr. E. Virgfeld gestorben

Wiederum hat das deutsche Schachproblem einen schweren Verlust erlitten, indem sein hervorragender Vertreter Dr. Virgfeld die Augen für immer geschlossen hat. Trotz seines aufreidenden Berufes als Arzt fand er noch Zeit, um auf dem Gebiete des Problemwesens eine führende Rolle einzunehmen. Er war lange Jahre Vorsitzender der „Schwalbe“, einer Vereinigung von Problemfreunden, und hat der Schachwelt eine große Anzahl hervorragender Probleme geschenkt; er war der bedeutendste Vertreter des Selbstmatts und des Märchenschachs. Seine Verdienste wurden von der ganzen Welt anerkannt, die ihn zum Präsidenten des Internationalen Problemistenbundes wählte. Zahlreiche Preise holte er in Problemturnieren und oft war er selbst Schiedsrichter in solchen Turnieren. Eine tödliche Krankheit, die er sich in seinem Beruf zugezogen hat, setzte seinem schaffensreichen Leben noch vor der Vollendung seines 52. Lebensjahres ein frühzeitiges Ende. Seine Werke werden aber in der Problemwelt weiterleben.

Die von ihm gegründete Problemzeitschrift „Die Schwalbe“ hat ihren Namen von einem Blümmchenproblem, das die bekannten Problemkomponisten Kohn und Kodelkorn in der Zeitschrift des Münchner Akademischen Schachklubs 1911 veröffentlichten. Das Problem zeigt die berühmteste Darstellung des Schnittpunktes mit 2 kritischen Zügen:



Matt in 4 Zügen

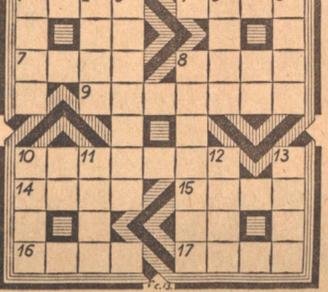
1. Dd7-f7 (droht Sd8+ und Dd3 matt) Lg2-d5. 2. Df7-a7 Tg4-a4. Nun haben Turm und Bauer den Schnittpunkt e4 überschritten, und jetzt erst 3. D7-b7 Td4-e4. 4. Dd7-b1 matt, oder 3... Ld5-e4. 4. Dd7-b4 matt. 1. Dd7? Td4! oder 1. Dd7 Td4! 2. Df7 Td4!

Der 5. Schachkongress des Badischen Landesverbandes

Der diesjährige Kongress des Badischen Schachverbandes findet dieses Jahr in der schönen Landeshauptstadt Waldkirch in der Zeit vom 20. bis 27. August statt. Es werden die üblichen Turniere ausgetragen, Meister- und Meisterhoffturniere als Rundenturniere. Daneben sind eine Reihe von geselligen Veranstaltungen geplant, so daß auch die Schachspieler, die nur als Schachbrenner der Kongresse beizubehalten wollen, auf ihre Rechnung kommen. Die Unterfunktions- und Verpflegungssätze werden so niedrig sein, daß viele Schachfreunde ihren Urlaub dort verbringen werden. Für die teilnehmenden Schachspieler heißt es nun, als Training noch einige ernste Partien zu spielen und für jene Tage zu sparen. Niemand wird es bereuen, einen Teil seines Urlaubs in Waldkirch zu haben!

Köpfchen! Köpfchen!

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1 Empfindung, 4 Nebenfluß der Donau, 7 Theaterplatz, 8 Teil der Wohnung, 9 osteuropäisches Land, 10 landwirtschaftliches Gebäude, 14 Gebetsruf, 15 Zahlwort, 16 niedere Tierform, 17 schmerzliche Empfindung. Senkrecht: 1 Farbe, 2 weiblicher Vorname, 3 schöne deutsche Stadt, 5 weiblicher Vorname, 6 Feuerstelle, 8 schmackhafter Fisch, 10 Abfluß, 11 Sinnbild der Tapferkeit, 12 Planet, 13 Gatt.

Silberrätsel

a - an - bau - bein - de - ein - de - de - di - dow - e - ei - eis - en - er - ex - feu - gen - kum - bund - i - in - jac - ken - fer - fett - la - lob - men - mer - mi - mus - na - na - nas - ne - ne - ne - nis - nung - o - pres - rauh - re - re - rin - rus - sa - scha - schrauf - sen - si - fi - spa - te - ten - ti - ton - tor - tu - ur - win - wind.

Aus diesen 63 Silben sind 24 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden: 1 Blume, 2 lebende Zustimmung, 3 Berufsart, 4 Geschäft der französischen Revolution, 5 Gefäß, 6 berühmter deutscher Bildhauer d. 18. u. 19. Jahrhunderts, 7 germanischer Volksstamm, 8 Kletterpflanze, 9 Land in Asien, 10 Gefäßstücken, 11 Fabrikpfeife,

12 Stadt in Italien, 13 Gartengerät, 14 weiblicher Vorname, 15 hält Speisen frisch, 16 skulpturierter, 17 feines Gebäck, 18 Kleidungsstück, 19 Kunstrichtung, 20 Nichtigstellung, 21 Selbstweihbräutigam, 22 unwirtschaftliches Handeln, 23 Dumbarte, 24 Südkraut. Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnpruch. (4 gilt als nur 1 Buchstabe).

- 1. _____
- 2. _____
- 3. _____
- 4. _____
- 5. _____
- 6. _____
- 7. _____
- 8. _____
- 9. _____
- 10. _____
- 11. _____
- 12. _____
- 13. _____
- 14. _____
- 15. _____
- 16. _____
- 17. _____
- 18. _____
- 19. _____
- 20. _____
- 21. _____
- 22. _____
- 23. _____
- 24. _____

Wer hat richtig erraten?

Silberrätsel: 1 Salat, 2 Elna, 3 Ddm, 4 Einertei, 5 Rote, 6 Slemord, 7 Zaurier, 8 Lante, 9 Dortmund 10 Einbrud, 11 Hafele, 12 Radou, 13 Ansel, 14 Umbang, 15 Samos, 16 Ebrisa, 17 Damspiel, 18 Gzer, 19 Rote, 20 Firnis, 21 Gros, 22 Reich, 23 Reuban, 24 Sinnmalen. — Schön ist der Reicht der Reine, lieber das Glück der Heimat. — Silberrätsel: Trübe Gedanken — trüber Himmel.

BRIEFMARKENECKE

Von der Mücke bis zum Elefanten

Neue Briefmarken mit seltsamen Bildern

Ohne Pause wie ein unersiegliger Quell strömen aus allen Weltwinkeln neue Briefmarken in die Albenbände der Sammler. Täglich acht neue waren es durchschnittlich im vergangenen Jahr — keine geringe Sorge für den Vollständigkeitsfanatiker, der immer alles haben möchte! Noch mehr Kopfzerbrechen, sollte man meinen, müßte es den graphischen Künstlern bereiten, ihre Phantasie immer wieder zu neuen Markenbildern anzuspornen, Wiederholungen und Nachahmungen zu vermeiden. Was angeht die der bisher schon erschienenen rund 8000 verschiedenen Briefmarken keine Kleinigkeit sein dürfte! Mitfin hat der Markenzeichner seiner Anspruch auf mitdernde Umstände, wenn er seine Radlernadel oder seinen Pinsel zuweilen allzu sühne Seitenprünge machen läßt. Die Hauptsache ist, originelle und neuartige Bilder zu schaffen, die „noch nicht dagewesen sind“. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt einmal die jüngste philatelistische Vergangenheit, und nehmen wir ein paar Stichproben, die zweifellos den Reiz der Neuheit beigen.

Nicht nur „Gottes Tierreich“ ist groß — auch der Briefmarkenzoo mit seinen vielen Arten kann sich sehen lassen. Das aber sogar eine Mücke zu seinen Bewohnern zählt, haben wir erst seit kurzem der Postverwaltung von Mexiko zu verdanken. Sie gab für alle inländischen Postsendungen eine Zuschlags-

Walter Fabi, Das politische Antlitz der Erde, Wilhelm Goldmann Verlag Leipzig, mit 121 Karten, in Zeilen gebunden 9,90, 6,80. Herbert Graßhwal.

Jahresspiele

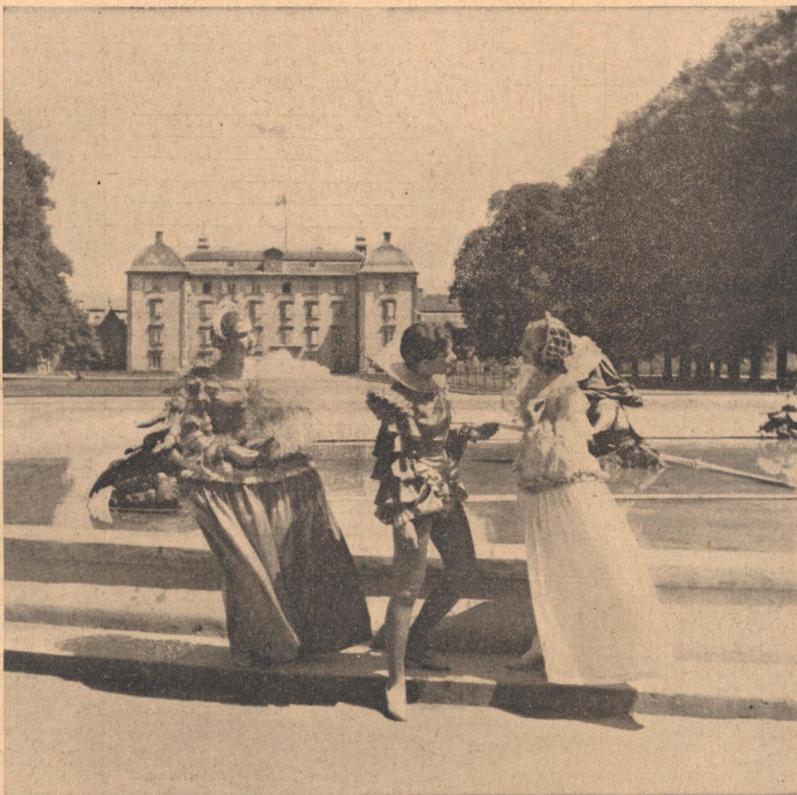


Die Tanzgruppe des Badischen Staatstheaters unter Leitung von Almut Winkelmann gastierte kürzlich mit großem Erfolg im Garten des Schwetzingen Schlosses mit reizenden Ballettspielen, die demnächst wiederholt werden sollen

im
Schwetzingen
Schloßgarten



Liebespaar aus dem Don-Juan-Ballett
Aufnahmen: Leni Bauer



Donna Elvira (Thea Silberborth) und Donna Anna (Eva Allerding)
mit einem Pagen



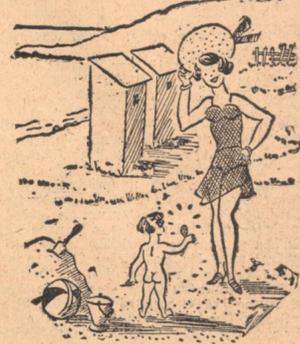
Eine große Bühnenszene aus dem Comedia-del-Arte-Ballett „Pimpione“

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Köhler und Fred Bees, Karlsruhe

Lachen
am Wochenende



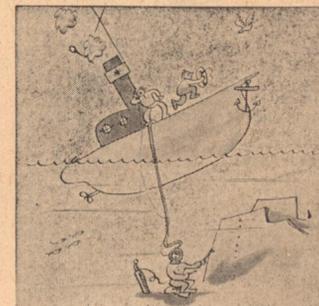
Der Rennfahrer zu Hause
— Er muß ja sowieso trainieren
Gutrin Weidling



Es wird Sommer
„Ich schwitze so, mach doch den Verband ab,
Mama.“
Wio et Mac.



Schwierige Pflichterfüllung
Der Zollbeamte: „Sicherlich hat er etwas
geschmuggelt, aber ich kann ihn nicht unter-
suchen, er ist so figelig.“
Il Travaso.



„Schnell rauskommen, das Schiff
sinkt!“
D. S. Rubin.



Ein Frühlingssdiálogo:
„Siehst du, jeder Baum und jeder Strauch
bekommt im Frühling ein neues Kleid!“
— Ja, und das leistet er sich ganz selbst-
ständig und kostet keinen Pfennig!“
Ezange.